

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 10

Artikel: Im Lande der begrenzten Möglichkeiten
Autor: Bosshardt, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065888>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Oskar Bosshardt

Illustration von H. Lang

Es ist Ende März 1936. Ich liege in einem 25 Cents Bett, im « Y » einer kleinen amerikanischen Stadt und wälze mich, wie man so sagt, vor Lachen, und zwar über zwei Artikel in der « Neuen Zürcher Zeitung », die mir eine gute Seele von zu Hause sandte, aus Neid oder Ironie, ich weiss es nicht.

In diesen Artikeln, und das ist es, was mich zum Lachen zwingt, steht, die Krise sei in Amerika bereits vorbei. Ich finde die Sache deshalb humoristisch, weil ich gerade in guter Stimmung bin.

Ein blitzblank sauberes Bett für 25 Cents, das findet man nicht jede Nacht, nicht einmal in den « Y's », den

Y. M. C. A.'s — den Hotels des Christlichen Vereins junger Männer.

Das vierblättrige Kleeblatt

Meine drei Zimmergenossen schauen mit merkwürdigen Gesichtern nach mir aus ihren drei respektiven Ecken, sogenannte man ihre Gesichter in dem Qualm von billigem Tabak erkennen kann. Ich muss ihnen natürlich den « Witz » erzählen — und dann lachen sie alle — nicht gerade fröhlich lachen sie, aber immerhin, sie lachen.

Mein Vis-à-vis ist der Jüngste des Trios, ein Jüngling, rosig und blühend, Anfang der Zwanziger; er lag schon den ganzen Tag im Bett wegen Grippe; aber er hat ja keine Zeit zu verlieren, er ist hier im « Y » zum Überwintern. Er hat letzten Sommer in einem C. C. C. Camp gearbeitet, einem Civilian Conservation Corps Camp. Das ist eine der Notstandsgründungen Roosevelts, wo junge Leute in den Wäldern gegen Kost, Logis, Kleider und einen Dollar im Tag zugunsten ihrer Angehörigen, beschäftigt werden. Jetzt wartet er auf Frühlingswetter, um eine Stelle in einem Lumber Camp, einem Holzfällerunternehmen, anzutreten. Die Zeit zwischen Herbst und Frühling, wie gesagt, überwintert er in grosser Seelenruhe — was kann einer anderes tun? Er hat sogar noch grosses Glück bei seinem Überwintern, das Bett im « Y » bekommt er gratis gegen Verrichtung von ein paar Stunden Arbeit, und daneben hat er eine gute Quelle entdeckt, einen Futtertrog, einen Lunchroom, wo er hin und wieder eine grosse Mahlzeit erhält gegen Waschen und Putzen.

Der zweite im Quartier ist ein schlanker Mann Ende der zwanziger Jahre, mit dem bleichen Gesicht und dunklen Haar eines Südländers. Er ist ein Ire und kam im Herbst aus Panama zurück vom Militärdienst. Auch er arbeitet für sein Bett im « Y », und nachts reinigt er ein Restaurant, den Rest des Tages verbringt er — « Job hunting » — stellensuchend,

und den Abend mit Lesen von Schundliteratur.

Der dritte ist ungefähr von gleichem Alter, frech und faul; auch er arbeitet nichts, wurde ich vom Iren informiert, aber er sei sogar zu faul, um nach Arbeit zu suchen; vielleicht ist er auch zu gescheit dazu, wer weiss? Wovon er lebt, weiss niemand zu berichten.

Also von der neuen Prosperität haben die drei Kollegen offenbar noch nichts gemerkt, und ich, der vierte, auch nicht, obschon ich im Verlauf der letzten Dreivierteljahre wieder einmal durch ganz Amerika gereist bin.

Fassade und Wirklichkeit

Im April 1935 war ich in New York und im Juli wieder. Der New York «Y» hatte unter allen seinen vielerlei Funktionen ein Stellenvermittlungsbureau, eine grosse, düstere Halle, mit ein paar kleinen Glasbüros an der Seitenwand, für Direktor, interviewing secretary und eine Daktylo- und Registrerdame, und den andern Wänden nach lange Reihen von Stühlen voll dumpfsinniger, billig gekleideter Männer, aller Alter. An einer Säule in der Mitte prangte ein kleines Anschlagbrett mit der *wöchentlichen* Liste von ein paar Dutzend Stellen — die meisten aus den Sonntagsblättern der Stadt kopiert. Werkzeugmacher und Modellschreiner schienen am meisten in Begehr, hin und wieder auch ein Gärtner oder Hausabwart und dann Künstler, zum Entwerfen von Modesachen — dabei war dies ausdrücklich ein Bureau für « White collars jobs », Stehkragendarbeit.

« Ich weiss nicht warum ich jeden Tag hierher komme », sagte mir ein mittelalterlicher Mann in schäbigem Überzieher, « Wert hat es ja keinen, es gibt einfach keine Stellen, aber was soll ich sonst machen? »

Dabei macht New York natürlich immer einen imponierend geschäftlichen Eindruck — man braucht nur die Subway- und Elevatedzüge mit ihren gepferchten Schafladungen morgens und

abends zu betrachten. Aber wie stark die Frequenz der Züge reduziert wurde, und insbesondere wieviel die « Schafe » verdienen, die diese Züge bevölkern, das sieht man natürlich nicht. Der Amerikaner ist ein Meister der Aufmachung. Der Nachtwärter des « Y » jedoch erzählte mir z. B., dass er für sieben Nächte Wärter- und Liftdienst ungefähr 15 Dollars, also nicht einmal 50 Franken einnimmt — und damit eine Familie erhält. « Es wäre viel besser, auf „Relief“ — Unterstützung — zu gehen, da wäre ich ungefähr gleich gut dran ohne zu arbeiten. » Und dabei gehört der « Y » nicht zu den schlechtesten Arbeitgebern.

Der « Relief », das ist die grosse Zauerrute, welche die Bettler von den amerikanischen Strassen wegfegte und die Städte « wohlhabend und friedlich » machte.

Aber was kümmert mich der New Yorker Stellenmarkt im Sommer, wenn der Mittelwesten und Westen nach Erntearbeitern rufen?

« Go West young man, go West! » ist noch heute Rat und Trost, wie zu den 49er Goldgräberzeiten. Ich packte also wieder einmal meinen Rucksack und ging nach dem Westen.

In Detroit machte ich einen längern Halt. Nach den Zeitungen zu urteilen, war Amerika wieder einmal an einem kleinern « boom » seiner Autoindustrie angelangt, und es lohnte sich wohl, sich diesen Spass einmal anzusehen. — Wer weiss — vielleicht gab's sogar eine Stelle dort.

Herr Ford flüchtet sich

Herr Ford hielt seine Bude wirklich unter Hochdruck — 70,000 Mann waren gegenwärtig beschäftigt, gegen etwas über 100,000 in den besten Zeiten. Das war nicht schlecht, aber an eine Anstellung war natürlich nicht zu denken, es sei denn, es wäre zufällig Bedarf nach irgendeinem Spezialisten, der man natürlich nicht gerade ist. Dagegen ist Herr Ford sonst sehr nett und zeigt jedermann seinen « Laden », natürlich nicht

in Person und nicht jede Ecke, aber er hält sich einen grossen Stab von jungen Ingenieuren und einen ansehnlichen Park von grauen Autos und Bussen, die den ganzen Sommer lang nichts anderes tun, als dem schaulustigen Amerika ein paar Glanzlichter der grossen nationalen Industrie vorführen.

Fabrikbesichtigungen sind gegenwärtig ein Hauptpunkt im Ferienprogramm des reisenden Amerika. Von der wackligen Grossmutter bis hinunter zum zappelnden Gvätterlischüler wälzen sich Tauende und aber Tausende täglich durch die grossen Fabriken, Auto-, Maschinen- und vorzugsweise Zeltli-, Kaugummifabriken, wo als Schlusseffekt immer noch ein paar Kostproben in Extrageschenkpackung verabreicht werden. Leider verabreicht Herr Ford noch keine Automobilchen in Geschenkpackung, soweit ist die « neue Prosperität » noch nicht gediehen; aber er offeriert eine andere Attraktion, um dem tit. Publikum für das gezeigte Interesse zu danken. Gegen Bezahlung einer kleinen Eintrittsgebühr von 20 Cents kann man das etwa 6 km entfernte *Museum* und *Greenfield Village*, das lebensgrosse Modell einer amerikanischen Gemeinde aus der Kolonialzeit, besichtigen und dasselbst per Kutschli mit richtigem Kutschler im Zylinder und lebenden « Hührrössli » von einer Attraktion zur andern fahren — den ganzen Tag lang.

Man sieht da im Museum Sammlungen von alten Nähmaschinen, Autos, Lokomotiven, Pflügen und im « Village » ganze Strassen von alten Gasthäusern, Schulhäusern, Doktor-, Barbier- und Photographenbuden, Werkstätten von Schustern, Webern, Glasbläsern, Töpfern und Schmieden, Müllern und Möbelschreinern. Sogar ein echtes grosses Jura-Steinhaus ist da, das in kurzem ein paar echte Schweizer Uhrmacher beherbergen soll. Denn das ist der Reiz der ganzen Anlage, soweit tunlich ist alles im Betrieb: Herr Ford lässt hier seine Schuhe nach Mass machen und seine Socken von Hand weben, und die Kinder seiner höhern Angestellten gehen hier in eine alte

Dorfschule mit Holzofen und Petrol-lampe. Die Arbeiterkinder dagegen müssen in die gewöhnliche Stadtschule gehen — mit Dampfheizung und elektrischem Licht!

Man kann hier altmodisch gemahlenes Mehl kaufen, von Hand geblasene Gläser oder gezimmerte Bierkrüge, alles sachgemäß von alten Meistern der Gilde ausgeführt, meistens Ausländer von allen möglichen Zungen.

Den grössten Reiz der alten Atmosphäre aber bildet die wohltuende Abwesenheit von allem Autoverkehr. Greenfield Village steht unter striktem Autoverbot und stellt damit eine einzigartige kleine Oase im wildlärmenden amerikanischen Ozean dar. Auch Herr Ford scheint diese Ruhe recht zu geniessen. « Der alte Mann kommt fast jeden Tag durch meinen Laden », sagte mir der Polacke, der dem alten Dorfladen vorsteht. « Die River Rouge-Fabrik — das nahe Hauptwerk der Fordunternehmungen — ist kein Spass mehr, sie ist zu gross », sagt Herr Ford selbst, als Entschuldigung sozusagen seiner Abwesenheit.

Und darin kann ich ihm völlig verstehen, nur sollte er dem « zu gross » noch « zu aufregend » beifügen, denn was man da in einer kurzen Besuchsstunde zu sehen kriegt, ist tatsächlich geeignet, einem für längere Zeit den Kopf zu verwirren. « Geschwindigkeit, alles Geschwindigkeit, meine Herrschaften, keine Hexerei! Geschwindigkeit, und für viele Arbeiten gute Muskelkraft, und für alle Arbeiten Ausdauer und Nervenstärke, das ist alles, was es braucht. 90% aller Arbeiten können wir durch den nächstbesten normalen Mann von der Strasse ausführen lassen », erklärte mir der Führer und ich glaub's ihm aufs Wort.

Da ist z. B. ein riesiger Neger, der packt mit seinen schönen muskulösen Armen die schweren Zylinderblöcke, wie sie in endlos langweiliger Reihe auf einem Conveyer daherrollen, und steckt sie mit mächtigem Schwung in eine Riesenmaschine, in der sie gebohrt werden — 92 Löcher auf allen möglichen

Seiten, auf einen Schlag, und wie gebohrt — auf den tausendstel oder hunderttausendstel Zoll genau, ich weiss es nicht mehr. Man muss nur staunen über das Wunder dieser Maschine — 92 Bohrer, in allen möglichen Richtungen, immer alle scharf, stechen da auf einen magischen Hebedruck genau am rechten Platz und in der rechten Tiefe und mit der rechten Dicke in diesen Zylinderblock — und der « Herr » dieser Maschine, oder ihr Sklave versteht so viel von Mechanik wie die sprichwörtliche Kuh von der Apotheke.

Aber während diese 70,000 schwarzen und weissen Neger in ihrem nie ruhenden Schwunge diese Eisen- und Stahlklötze in diese Wundermaschinen füttern, spazieren unterdessen 30,000 oder 40,000 ihrer Fordkollegen mit gelangweilten Gesichtern durch die schmutzigen Strassen der trostlosen Detroiterfabrikviertel. Wozu dient somit all diese imponierende Geschwindigkeit und diese ingenieusen Wundermaschinen?

Ist es schon Wahnsinn, hat es doch Methode

Am nächsten Tage ging ich zu Cadillac — ich hoffte, als Unterschied zum Irrsinn des Fordschen Massenbetriebes die relative Ruhe und Fachmannsarbeit einer kleinen Fabrik für Qualitätsprodukte zu geniessen.

Eine wirklich aristokratische Ruhe herrschte, als ich zwischen den gepflegten roten Ziegelsteinbauten der Fabrik zum Bureau schritt. Im hocheleganten Verkaufsraum wurde ich vom hocheleganten Verkaufschef an glänzendem Mahagonipult empfangen. « Von der Schweiz kommen Sie, und Maschineningenieure sind Sie, ja, wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, Ihnen unsere Fabrik zu zeigen — aber sie ist leider geschlossen. Umstellungen, Sie verstehen. Wohl noch für mehrere Wochen geschlossen. »

« Neues Modell? »

« Nein, das gerade nicht, eher Änderungen in den Fabrikationsmethoden. Mehr automatische Maschinen, Reduk-

tion der Arbeitskraft, Verminderung der Ansprüche an Geschicklichkeit. Es ist ja verrückt in diesen Zeiten, aber was will man machen, jedermann tut dasselbe! Nein, ich glaube nicht, dass Sie in ganz Detroit eine Fabrik im Betrieb finden ausser Ford. »

Als ich von Cadillac zur Stadt zurückmarschierte, war im grossen Baseball Stadion gerade eines der grossen Turnamente im Schwunge, die Tribünen von einem endlosen Autopark umgeben. (Das sieht natürlich sehr imponierend aus; aber für hundert Dollars kauft man in Detroit ein grossartig aussehendes Occasionsvehikel, es braucht direkt eine eiserne Disziplin, in Detroit kein Auto zu kaufen.)

Auf den Bänken der Parkanlagen der Innerstadt aber war kaum eine Sitzgelegenheit zu finden. Prosperität? Das eine sieht darnach aus, das andere weniger. Es ist sehr schwierig, Amerika nach dem Augenschein zu beurteilen.

Selbst amerikanische Zeitungen können nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass « die neue Prosperität » noch nicht bis zum Arbeitsmarkt vorgedrungen ist. Bis jetzt erschöpft sie sich im grossen ganzen in wieder aufgenommenen oder erhöhten Dividendenzahlungen und hauptsächlich in steigenden Aktienpreisen, auch steigenden Umsatzziffern der grossen Korporationen. Aber mit den steigenden Umsatzziffern steigt merkwürdigerweise eine bedrohliche schwarze Wolke am zarten Morgenhimme der neuen Prosperität auf — die Befürchtung, die beinahe schon erhärtete Tatsache geworden ist, dass die Entlastung des Arbeitsmarktes weit hinter der Erhöhung der Produktionsziffern nachhinkt, dass selbst eine Rückkehr zu den Vorkrisumsatzziffern nur einen kleinen Teil des Arbeitslosenheeres aufsaugen wird: Ein einziger Neger bohrt 92 Löcher in ein paar Sekunden!

Immer mehr Geschwindigkeit und mehr « Efficiency » und — mehr Narrenhäuser und mehr Parkbänke. New York allein soll für dieses Frühjahr

20,000 neue grüne Bänklein bestellt haben. Schliesslich kann ein Mann ja nicht jahrelang im Parke herumstehen oder liegen.

Die Regierung in Washington hat auch schon Massnahmen ergriffen, um die verfügbaren Parkbänke des Landes den « Veteranen » der Krise zu reservieren — sie hat kürzlich fünfzig Millionen Dollars bewilligt, um die arbeitslustige Jugend auf den *Schulbänken* zurückzuhalten. Gegen Nachweis der Bedürftigkeit kann jeder Jugendliche heute sechs Dollars im Monat beziehen, gegen das Versprechen, die Mittelschule zu besuchen oder nicht vorzeitig zu verlassen. Die meisten dieser Jünglinge und Jungfrauen haben natürlich keinerlei Interesse an der Geschichte Roms oder an Chemie und Algebra, noch viel weniger denken sie an eine spätere akademische Laufbahn; sondern sie sind ganz einfach gewillt, diese sechs Dollars im Monat zu « verdienen », nachher werden sie dann Erdarbeiter, oder Holzfäller oder Fabrikhandlanger — oder Arbeitslose.

Dieser Unfug des Missbrauchs der Mittelschulen zum Zeitvertreib hat ja schon längst in Amerika bestanden, durch die erwähnten Regierungsmassnahmen aber soll er ausgebaut werden. Soviel zum Thema « Autos und Bänke ».

Den nächsten grössern Halt machte ich in *Bismarck*, der Hauptstadt von Norddakota. Diese Prairiestadt ist ein Zentrum des Getreidebaues; aber mittlerweile war es für die Getreideernte schon reichlich spät, das machte jedoch nichts aus für meinen Teil, denn es gab ohnehin nichts zu ernten in dieser Gegend. Der « rust », eine Getreidekrankheit, hatte ein paar Wochen vor der Reife die ganze vielversprechende Ernte vernichtet. Ich hörte das aus erster Hand in einem Farmhaus, in das mich ein klatschender Gewitterregen von der Landstrasse trieb — eine verrückte Idee, über die Prairie zu « tippeln » — aber der Zeltlireisende, der mich den ganzen Tag lang mittransportiert hatte, war leider im letzten Dorf umgekehrt.

Die Farm, zu der ich nun einschwenkte, hatte mir schon von weitem ins Auge gestochen. Es war die grösste und hablichst aussehende, die ich in Stunden gesichtet hatte. Das Wohnhaus stand gleich am Eingang eines schmutzigen Farmhofes. Es war eher eine Bretterbude als ein Bauernhaus im heimatlichen Sinne — eine Wohnküche und ein oder zwei Schlafzimmer zu ebener Erde. Eine freundliche Bäuerin, die gerade vom Melken kam, ein Haufen schmutziger, halbgekleideter Kinder, ein Geruch von Fett und Wäsche empfingen mich. Später kam noch der Farmer, pudelnass, ein ruhiger, abgeschaffter Mann, der sich gleich aufs Sofa warf.

« Ja, wir hatten eine tadellose Ernte in Aussicht, die erste *seit sechs Jahren* — und zwei Wochen vor der Reife ging alles Getreide zugrunde — kaum genug für Saatgut blieb übrig! »

Mit ersichtlicher Wertschätzung nahmen die Leute einen Vierteldollar für ein kleines Nachtessen; sie hätten's auch umsonst gegeben, das bin ich sicher, auch ein Nachtlager hätten sie geliefert — aber ich sehnte mich wieder ins Freie zu kommen, lieber eine Nacht lang im Regen marschieren, als hier ausharren.



Aldo Patocchi

Cactus, Holzschnitt

Regen, Wind, pechschwarze Wolken vor grauschwarzem Himmel, eine unheimliche Weite und Bedrohlichkeit — die Welt vor Erschaffung des Lichtes. Zwei weisse Punkte leuchten auf in der Ferne und wachsen langsam zu einem Paar Scheinwerfer, nass glänzend leuchtet die Betonstrasse vor mir auf, aus halbgeschlossenen Augen sehe ich eine schwarze Masse unter giftigem Sausen vorbeihuschen — ein Meteor aus einer andern Welt.

Ein hellfahler Schein breitet sich über die Nacht vor mir, er formt sich allmählich in einen scharfen Lichtkegel, der aus dem Dunkel hinter mir hervorschiesst, ein schwarzer Kasten jagt an mir vorbei, ein rotes Lichtlein wandert fröhlich in die Ferne, jetzt ist es nur noch wie eine glimmende Zigarette, bald wird es das Dunkel ganz verschluckt haben — aber da beginnt es plötzlich wieder zu wachsen, deutlich hört man den Motor rattern, und da fährt der Wagen auch schon rückwärts an mir vorbei, um mich im Lichte der Scheinwerfer zu mustern. Die Musterung scheint zur Zufriedenheit ausgefallen zu sein; ich werde nach kurzem Verhör eingeladen zur Fahrt in die nächste Stadt — Bismarck, Hauptstadt von Norddakota, eine Fahrt von dreissig Meilen. Eine halbe Stunde später schon wandle ich zwischen fröhlichen Menschen durch eine hell beleuchtete Hauptstrasse — merkwürdig. « Was suchst du denn, Kollege? » frug ein Polizist, als ich in einer Seitenstrasse nach Logis ausschaute. « Den Y » (den C. V. Y. M.). « Gibt es nicht in dieser Stadt; aber wo du hingehen kannst, das ist das niedere Haus dort über der Strasse. » Das letztere hörte ich gerade noch, als er schon um die nächste Haus-ecke bog.

« Das niedere Haus über der Strasse sah aus wie eine Garage, ein Fenster war noch beleuchtet, und die Türe daneben zeigte die Aufschrift: «U. S. Transient Camp, North Dakota. »

Ein Transient Camp war schon längst ein ersehnter Bau für meine Neugierde.

Ein Transient Camp ist eine Art grossartiger Herberge zur Heimat, eine der vielen Notstandsgründungen Roosevelts. Es wurde damit ein weit verzweigtes System von Unterkunftshäusern für nicht ortsansässige Männer geschaffen. Die Camps sind ausnahmslos an strategischen Punkten der grossen Wanderarterien gelegen, nämlich an den Divisionspunkten der Eisenbahnen. Diese Eisenbahnzentralen sind etwa 150 Meilen voneinander entfernt. Dort halten sämtliche Güterzüge, einschliesslich der grossen Überlandschnellfrachtzüge. Neben Transaktionen schlagen sie hier auch die Massen von blinden Passagieren um.

Seit der Wirtschaftskrise hat das Gratisreisen, dieser altamerikanische Freiluftsport, eine erstaunliche Wiedergeburt erlebt. Zusammen mit der Masse der Autogastreisenden stellen die blinden Passagiere eine riesige Armee dar, welche ruhelos den weiten Kontinent durchflutet.

Die Eisenbahngesellschaften üben dem wachsenden Heere der blinden Passagiere gegenüber eine früher nie geahnte Milde. Die Gründe dafür müssen verschiedenartige sein: Die Einsicht der Ohnmacht, ohne ausserordentlichen Kostenaufwand der Situation Herr zu werden, die Notwendigkeit, die Landwirtschaft mit billigen Erntearbeitern zu versehen und dadurch das Produktentransportgeschäft zu sichern. Man sagt aber auch, die Regierung habe ein gutes Wort für Mr. Tramp eingelegt, und zwar aus der menschlichen und politischen Weisheit heraus, dem Landesfrieden zu dienen, indem man die unternehmungslustigsten und gefährlichsten Elemente spazierenfährt. Die gefährlichsten Opfer der Krise werden so unschädlich gemacht, ein weiterer Schachzug im Bestreben, die amerikanischen Städte wohlhabend und friedlich erscheinen zu lassen.

In den ersten Jahren der Krise haben sich diese Reisendenmassen über die hilflosen Städte und Städtlein der Divisionspunkte ergossen, Futter bettelnd und Unterkunft suchend. Heilsarmee, Poli-



Aldo Patocchi

Margherite Gialle, Holzschnitt

zeiposten, Wartsäle und Güterwagen konnten herhalten, sobald das Wetter zu böse war für das gewohnte Lagerfeuer im « Dschungel », dem üblichen Aufenthaltsort der Tramps im Rangierbahnhof.

Hotelplan Roosevelt

Das vorliegende Camp bestand aus einer alten Grossgarage mit zugehörigem Bureau und weiteren Nebenräumen. Nach langwierigen statistischen Fragen im Bureau erhält man nach Passieren einer obligatorischen Dusche einen Anteil eines zweistöckigen Bettes mit weissen Betttüchern und anderntags eine ärztliche Untersuchung, drei grosse Mahlzeiten und ein paar Stunden Arbeit in Küche, Schlafsaal oder Garten. Den Rest des Tages schlägt man tot mit Spazierengehen oder Lesen, Spielen und « Klatschen » im grossen Unterhaltungssaal. Jeden Freitag ist Zahltag — 90 Cents die Woche; wer einen Monat am gleichen Ort aushält, erhält auch Kleider; dann ist ein Spitalzimmer zur Verfügung, ein Haarschneider, ein Schuster, ein Flickschneider.

In unserm Lager waren etwa hundert Gäste, Weisse und Neger, Alte und Junge, Farmarbeiter, Fabrikler, Studen-

ten, Vaganten. Sie kamen per Auto oder per Bahn, offiziell bis um 10 Uhr nachts, dann ist Lichterlöschen; aber ein gutmütiger Nachtwärter nimmt auch noch Nachzügler auf, ermüdete Reisende von einem verspäteten « Abendzug ».

Die Mehrzahl der Gäste sah recht reinlich und ordentlich aus, einige in abgetragenen Strassenanzügen, andere in « Lumberjacks », die Mehrzahl aber in den üblichen blauen Überkleidern des Westens. Einige schienen jung und unternehmungslustig, andere mehr im friedlichen Stile von Altersheimlern, der Grossteil war so Ende Jugend—Anfang Mittelalter, von einer Gemütsruhe, die schon etwas an Indifferenz grenzt und Leuten eignet, die gewohnt sind, dem Augenblick zu leben und deren Lebenspläne nicht weiter reichen als bis zu den nächsten drei Mahlzeiten.

Wie ich der Rübli- und Kartoffelschälbrigade zugeteilt war, hatte ich Gelegenheit, meine Kollegen etwas besser kennenzulernen. Die markanteste Gestalt war ein Geschäftsreisender; der war mir schon lange aufgefallen — er lief noch immer in tadellos gebürstetem und gepresstem Anzug herum, ich hatte ihn immer für einen Direktor der Anstalt gehalten, aber jetzt sah er unglaublich lachhaft aus, wie er da in dem schimmligen Keller auf dem wackeligen Kistli sass, seine langen Beine mit den tadellosen Bügelfalten sorgfältig vor sich aufgestellt. Er erzählte mit grosser Selbstverständlichkeit von seinen letztyährigen Autogeschäftsreisen in Texas, jetzt schälte er ebenso selbstverständlich Kartoffeln in diesem Keller in Gesellschaft von Tramps und Bauernknechten und schien überhaupt nicht daran zu denken, diesen sichern Hafen je wieder zu verlassen. Er ist eines der vielen Krisenopfer, die der Bequemlichkeit dieser Hilfsaktionen erlegen sind und ihre Notdürftigkeit und Unwürdigkeit kaum mehr empfinden. Ein bisschen hochmütig und distanziert war er zwar, aber das war er sicher schon als Reisender.

Auf Kistlein Nr. 2 sass ein kleines,

abgeschafftes Männlein, das mit grossem Behagen Geschichten von seiner Tätigkeit als Farmgehilfe zum Besten gab.

Auf Kistli Nr. 3 sass ein Ranchgehilfe — eine « Ranch » ist eine Viehzüchterei — er war schon 60 Jahre alt und hatte im Sinne, hier zu überwintern. Er kam extra zu dem Zwecke hierher von Idaho, wo er als Heuer gearbeitet hatte. Im Frühling will er wieder in den Westen gehen oder eine kleine Farm hier in der Nachbarschaft kaufen.

Moderne Nomaden

Im Spielzimmer hatte ich Gelegenheit, einige weitere Kollegen kennenzulernen, die als typische Insassen des Camp betrachtet werden konnten. Bei diesen handelte es sich weniger um Opfer der Krise als um enragierte Reisenarren, wie sie in Amerika immer existierten. Je mehr die Mechanisierung fortschreitet, um so zahlreicher werden die Menschen, welche ihr zu entfliehen suchen. Sie lehnen es ab, in Fabriken zu arbeiten. Die schlechte Jahreszeit verbringen sie im Winterschlaf in Camps, Y's und Waldhütten. Sobald es aber Frühling wird, kriechen sie wie Bären und Murmeltiere aus ihrem Unterschlupf, reiben den Schlaf aus den Augen, blinzeln in den blauen Himmel, fühlen die Frühlingssonne auf ihrem Pelz, und unternehmend wie Buben ziehen sie den weissen Wölklein nach, neugierig, was die Welt hinter dem Horizont diesmal für Geschicke berge. Die zwei Kollegen dieser Art, die ich kennenlernte, waren Männer Anfang ihrer Fünfzigerjahre, von solch solid bodenständiger Gestalt und gesetzt bauernmässigen Allüren, dass sie ohne weiteres als der Typus des Schollenbewohners gegolten hätten. Und doch schienen beide den grössten Teil ihres Lebens auf der Fahrt über die westliche Kontinentshälfte gewesen zu sein. Der eine hatte einen Arm verloren beim Güterzugfahren, etwa zwanzig Jahre zurück, und dieses Unglück schien ihn aller Erwartung zum Trotz erst recht zum ständigen « Bahnkunden » gemacht

zu haben. Gerade jetzt war er auf der Reise nach Minneapolis, um dort zu überwintern. Gearbeitet hat er den ganzen Sommer nicht.

Sein Kollege war direkt ein lebender Fahrplan. Als er hörte, dass ich auf dem Wege nach Seattle war, zählte er alle Divisionspunkte auf mit der genauen Meilenzahl dazwischen — «jumps», Gümpe, nennt der Tramp diese Strecken zwischen zwei Schnellgüterzughalten — mit der vermutlichen Aufenthaltsdauer und den Unterkunfts- und Essensmöglichkeiten.

«Überwintern» war ein Schlagwort, das man häufig hörte, nicht nur in diesem Camp. Die Lebensansprüche scheinen sich allmählich zu reduzieren zu den Idealen eines Bären.

Von Winterarbeit sprach sozusagen niemand; eine läbliche Ausnahme machten ausgerechnet — die Neger. Ich unterhielt mich jeden Abend mit dem dikken Wollkopf an meinem Bettende; er war ein athletisch gebauter Bursche und dabei sehr lebendigen und scharfen Geistes. Er schien eine Art Führer des schwarzen Sextettes zu sein, auf dem Wege von einem kalifornischen Sommerausflug nach seiner Heimatstadt Pittsburgh, und dies mit der wirklich ausnehmenden Absicht, dort den Winter über Arbeit in einem Stahlwerk zu finden. Ein direkt idealer Wechsel zwischen Sommer- und Wintertätigkeit. Er schien ein gewisses Standesbewusstsein zu haben und entschuldigte sich sozusagen für seinen ungehörigen Aufenthalt hier. Er sagte: «Du wirst sehr wenig Neger finden in allen diesen Camps; wir Farbigen helfen einander besser aus. Es ist ja bedenklich, wie weit es der weisse Mann gebracht hat, sogar ein Indianer ist besser dran; der weiss nicht viel von Krise und sitzt noch immer gemütlich in seiner Reservation auf seinem Hintern. Wenn er müde ist, legt er sich in sein Zelt, und wenn er hungrig ist, fängt er sich einen Fisch!»

Etwas abseits vom zwanglosen Verkehr dieser bunten Gesellschaft hielten sich



Aldo Patocchi

Viole del Pensiero, Holzschnitt

zwei Studenten. Es waren zwei junge, hochmütige Gesellen, die schon äußerlich auffielen durch ihre Brillen und ihre weissen Windjacken, frisch von Kalifornien importiert und viel bewundert und beneidet. Die Burschen waren auf der Reise von der Westküste nach einer östlichen Universität, «hitchhiking» (autofahrtbettelnd) von einem Camp zum andern, und schienen den Aufenthalt daselbst zwar nahrhaft und billig, aber äußerst unstandesgemäß zu empfinden.

Das Gepäck der Gäste war immer ein Unterhaltungspunkt im Camp, genau wie in den Ferien. Es ist ja wirklich erstaunlich, wie weit die Ideen variieren über die notwendige oder nützliche Hausratmenge, die einer auf Reisen mit sich führen sollte. Diese Ideen variieren hier wörtlich vom Strähl im Sack bis zum ausgewachsenen Köfferli in der Hand, plus Bettrolle über der Schulter — die letztere bestimmt zum Schlaf im «Side door Pullman», dem Güterwagen. Ein konservatives und weitverbreitetes Mittleding zwischen solchen Gepäckextremen war der grosse, westliche Rucksack.

Die Arrivées kamen zu allen Stunden

des Tages, oft noch bis spät in die Nacht, die Départs waren meistens nach dem Morgenessen, ganz wie im Hotel. Hin und wieder verschwand auch einer kurz vor dem Lichterlöschen, ein unternehmender Vogel, eingewickelt in warme Jacke und Halstuch, der nach einem Nachzug ging. Denn wie gesagt, der Hotelplan schloss freies Bahnabonnement ein, auf den Güterzügen.

Das Départ

Die Sache wurde mir so recht drastisch klar am nächsten Morgen. Drei Nächte und zwei Tage war ich im Camp und fing gerade so an, mich als vollwertiger Gast zu fühlen; da packte auch mich das Eisenbahnfieber. Jeden Morgen nach dem Frühstück nämlich rollte ein langer Güterzug direkt an der Küchentüre vorbei, dem Westen zu. Drei Meilen ausserhalb der Stadt war der Güterbahnhof, und ein paar Stunden später ging der Zug von dort weiter, wie jedermann wusste. In mancher Beziehung tat's mir ja fast leid, fortzugehen — das Reisen ist so einsam, und hier war soviel Gesellschaft, und meine Küchenarbeit hatte ich schon recht lieb gewonnen, und die kleinen Spaziergänge um die Stadt herum waren so friedlich und sorgenfrei und doch auf eine Art verdient, arbeitete ich doch eine halbe Stunde vorher und nachher. Aber heute musste ich einfach « diesen Zug machen ». Immerhin das Frühstücksgeschirr wusch ich noch vorher, entgegen aller Verpflichtung und Regel.

Ich hatte meinen Sack kaum fünf Minuten weit getragen, da hält ein Auto am Randstein und öffnete die Türe.

« Güterbahnhof? »

« Ja, mein Herr, Güterbahnhof. »

Es tönte fast wie Taxi; aber es war ein hübsch gekleideter junger Geschäftsmann in elegantem Sedan.

Eine halbe Meile weiter hielt er schon wieder, ein junges Paar mit Köfferli und Bündel wurde in den Rücksitz verfrachtet.

Ich war natürlich ein paar Stunden zu früh am Bahnhof. Im Schutz eines Güterschuppens liess ich mich auf mei-

nem Sacke zur Ruhe nieder und schaute zu, wie die Rangierarbeiter Eisenbähnlis spielten. Bald nachher schon gab's Gesellschaft: ein alter Neger mit einem Bündeli setzte sich ans andere Schopfende, und dann kam ein junger Mann in hohen Stiefeln und mit einem Paket unter dem Arm. Er entnahm daraus eine alte Konservenbüchse und füllte sie am nahen Hydranten. Dann grub er Seife und Rasermesser aus und ein Stück eines Spiegels und begann sich kunstgerecht zu schaben.

« Gehst du Ost oder West? »

« Ich, West? Nein! Ich habe genug davon! Die Schweinskoteletten sind zu teuer am Pazifik. Muss wieder einmal etwas Ordentliches in den alten Magen füllen. »

« Das sollte nicht schwer sein, denke ich; drei Meilen von hier ist das nächste Transient Camp, da gibt's mehr als genug für jeden Magen. »

« Camp, eh? Noch niemand hat diesen jungen Mann hier in einem Camp gesehen und niemand wird ihn je sehen. Es gibt zwar eine Menge nobler Herren dort, höre ich, sogar solche mit wunderschönen Rucksäcken! »

Und damit kehrte er mir in tiefer Verachtung den Rücken.

Auf der Suche nach der neuen Prosperität

Nun, ich zog also weiter, dem Westen zu. Aber überall bot sich mir das gleiche Bild: auf hundert Stellensuchende zwei, drei Stellen.

Aber ich habe mich, wie ich am Anfang sagte, also doch zuletzt noch für den Winter untergebracht bei nutzbringender Beschäftigung, so dass ich nicht untätig zu überwintern brauchte wie ein Bär, und es war ein ziemlicher Glücksfall, denn die meisten Rocky-Mountain Rancher haben kaum Arbeit und Futter genug für sich selbst, das sieht man schon an den elenden Hütten, in denen die meisten wohnen.

« Sie haben wohl viele arme Kinder hier? » frug ich einmal die Lehrerin der nahen Waldschule.

« Ich glaube, ich habe gar keine andern! » lachte sie. « Im Ernst, ich glaube nicht, dass ich ein einziges Kind habe, dessen Familie nicht Unterstützung bezieht oder bezogen hat. »

Am 13. Februar, am 13. natürlich, bei 40 Grad Celsius unter Null, wurde ich entlassen zugunsten eines billigeren Mannes. Mein « Salär » war ursprünglich Kost und Logis plus einen Dollar im Tag — an Werktagen natürlich nur und bei gutem Wetter für Feld- oder Holzarbeit — bei Eintritt des Winters wurde es auf die Hälfte reduziert, und als ich damit nicht mehr zufrieden war, wurde ich, wie gesagt, entlassen. Schade, denn dies war eine gute Stelle, eine Stelle, wie sie der Dipl. ing. E. T. H. nicht so leicht wieder findet im heutigen Amerika. Ein Trost sind die 40 Dollars, die er dort in fünf Monaten erspart hat und die, bei geschickter Verwaltung, für fünf Wochen Leben ausreichen sollten.

Wo noch Arbeit vorhanden war, war es Notstandsarbeit, zu der nur Ortsansässige zugelassen wurden. Die übrigen können die harte und schlechtbezahlte Arbeit machen oder ihre Ersparnisse aufzehren. Das alte, stolze Amerikanerwort « Help yourself » ist schon längst zur Farce geworden, man fühlt sich beinahe betrogen — dieser Stimmung bin ich nun häufig begegnet — wenn man nicht auch irgend etwas von der Regierung bezieht, solange etwas zu beziehen ist.

Jetzt bin ich nur noch 150 Meilen von der Küste entfernt, und die Hoffnung, der « Miss Prosperity » zu begegnen, ist auch für diese Westreise in raschem Entschwinden begriffen.

Unberechenbar wie dieses Land nun einmal zu sein scheint, ist es natürlich nicht ausgeschlossen, dass trotz allem die Dinge gelegentlich einen wirklichen Kehr zum Bessern nehmen. Vorläufig

sieht es aber nicht darnach aus. Das ganze Wirtschaftssystem ist aus den Fugen, und dass nicht alles drunter und drüber geht, ist nur dem « Relief » zu verdanken. Aber auf die Dauer kann doch unmöglich ein so grosser Teil der Bevölkerung eines Landes von der Regierung in irgendeiner Form unterstützt werden. Was dann, wenn der grosse KasSENSchrank in Washington einmal leer ist? Ich für mich habe jedenfalls beschlossen, dieser Küste den Rücken zu kehren, ich gehe nach Japan.

Und wenn mich der Entschluss reut, so kommt mir jedesmal wieder der « alte Hektor » in den Sinn. Das war mein Nachbar auf der Ranch gewesen, ein 85jähriger Kanadier von Neu-Scotland. Er war ein alter Vagant und Pioneer gewesen, seit 40 Jahren jedoch, als einer der ältesten Ansiedler, auf einer kleinen Miniaturranch dort in Montana sesshaft und lebte in einer Blockhütte in einer Waldlichtung wie viele seiner Nachbarn mit Hilfe von « Relief ». Seit einigen Monaten aber will er seine Ranch verkaufen und in einem Anfall von erneutem Pioneerfieber nach Alaska auswandern. Alaska sei das Land der Zukunft, voller Möglichkeiten --- in Amerika sei nichts mehr los!

Ob Alaska das neue « versprochene Land » ist, von dem der Alte noch immer zu träumen scheint, das weiss ich nicht, ob es überhaupt noch ein Land mit « Möglichkeiten » im alten Sinne gibt, weiss ich noch weniger. Für den Augenblick jedoch bin ich völlig willig beizustimmen, « dass in Amerika heute nichts mehr los ist ». Dabei habe ich ja keine Pioneer- und Goldrushzeiten erlebt wie der alte Hektor; aber selbst die kurze Erinnerung zurück bis zum Jahre 1929 lässt das heutige Amerika als ein armes und geschulmeistertes Waisenkind erscheinen.